Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schoffmeyer.

(35. Fortsetzung.)

Shirley hatte den Park verlassen und die Landstraße erreicht — — er bemerkte es gar nicht. Der Mond, der allmählich bleicher wurde, erhellte ihm den Weg — es war ein herrlicher Abend. Unsagbarer Friede lag über der Landschaft. — — ein kleines Dorf [illegible] sich [illegible] aus — [illegible] erinnerte sich, es war ein Ausschnitt des Zu[illegible] von Büchen, grünen Büschen umrändert. — —

Keine Menschenseele ringsum. — Ob die Claytons wohl schon das Hotel erreicht hatten und auf ihn warteten? Gott, wie er sich nach diese beiden zufriedenen, genußfrohen Menschen sehnte! Er zog seine Uhr — ein Viertel auf [illegible]. Noch eine Viertelstunde, das war die verabredete Zeit gewesen — vielleicht überholten sie ihn — —

Plötzlich drang ein kurzer, scharfer Knall durch die stille Abendluft. —

Shirley hob den Kopf und taumelte im selben Moment zur Seite. — — Wie merkwürdig, er mußte [illegible] ein Kinder is gestolpert sein. — — Und ein eigentümlicher Schmerz unter der linken Schulter — — ein fäulicher Geschmack im Munde. — — Was war es nur? Er sank plötzlich in die Knie — — seine Gedanken verwirrten sich — — er stürzte vornüber, rollte auf den Rücken — — ein schwerer Schleier breitete sich über ihn aus, ein scharfes Schmerzgefühl — — dann lag er bewußtlos, langgestreckt auf der Landstraße. — —

Und kaum fünfzig Schritt entfernt erhob sich hinter den Büschen eine kauernde Gestalt, sandte einen haßerfüllten Blick hinüber und zischte ein: „So, Schurke, nun wirst Du schweigen!"

Reginald Carruthers wars. — — Unhörbar schlich er sich an den Büschen hin bis zu der Stätte, wo der kleine Einschnitt sich in den breiten Sund ergießt. Ein langer, dunkler Gegenstand flog hier in weitem Bogen in die gurgelnden Wasser, die ihn gierig verschlangen — —

Dann ein scheues Horchen, ein Umhertasten mit den Augen durch die in fahlem Licht vor ihm liegende Landschaft — — nirgends ein Laut, nirgends ein menschliches Wesen sichtbar. Er zog eine Zigarre aus der Tasche — doch besann er sich, er durfte sie jetzt nicht anzünden. Er schob sie zwischen die Zähne und setzte seinen Weg fort durch taufeuchte Wiesen am Wasser entlang auf „Wavecrest" zu. Dort zur Rechten lag das Dock, wo sein Motorboot verankert war — und dort sah er ein paar Männer sitzen. — — Er näherte sich ihnen, die Hände in die Taschen geschoben, langsamen Ganges. Der Maschinist des Motorbootes erhob sich und legte grüßend seine Finger an die Kappe.

„Haben Sie ein Streichholz, Macburdy?"

Der Angeredete reichte es ihm, und Carruthers begann gierig die Zigarre zu rauchen.

„Ich möchte auf eine Stunde hinausfahren," bemerkte er dann, „der Abend ist herrlich."

Carruthers trat an das Ende des Docks und blickte über die mondbeschienene Wasserfläche hin — in der Ferne tauchten die Lichter eines Dampfers auf, man vernahm schon das Schlagen der Räder — —

Jetzt wird er schweigen, raunte es ihm immer wieder im Ohr. Er fühlte sich ganz sicher. — — Und Jameson hatte er gerettet, vor dem Schurken gerettet, der ihn verraten wollte, ihn verderben und alle mit ihm. — — Nun, den hatte er zum Schweigen gebracht. — —

„Fertig," meldete der Maschinist — — gleich darauf zischte das Boot durch die Wellen. — —

Eine Tücke des Zufalls war alles gewesen — —

Carruthers, der von Jameson in die Spekulation hineingezogen war, hatte enorme Summen auf Baumwolle gesetzt. Seit einigen Tagen war er Gast der Jamesons gewesen, da der Colonel ihn zu Aufträgen an Dobbs gebraucht hatte. Ein blindes Vertrauen hatte ihn beseelt — erst am heutigen Tage war es erschüttert worden, aber unentschlossen und unfähig, rasch zu handeln, hatte er gewartet, — — gezaudert, während eine quälende Unruhe in ihm aufstieg — —

Als er Shirley kommen sah, hatte er sich ihm nähern wollen — allein der hatte nicht einmal ein Erkennungszeichen gegeben. — — Schließlich, während Shirley noch im Krankenzimmer war, hatte er das Haus betreten, hatte laute, abgerissene Worte vernommen. Eine geheime Macht schien ihn zu locken — — an der Tür des Zimmers entdeckte er Cynthia in bebender Erregung. — Wieder klangen Worte aus dem Gemach voll Leidenschaft — aber Carruthers verstand den ganzen Zusammenhang nicht. Nur daß Shirley sich weigerte, irgendein Geheimnis zu bewahren, auch gegen den Befehl seines Chefs, gegen dessen Bitten. — — Und plötzlich sah er in Shirley nur noch den Feind, der gekommen war, Jameson, sie alle zu verderben, auf irgendeine Weise mußte er die Mittel dazu bekommen haben. — — Eine sinnlose Wut packte ihn — immer hatte er den Mann gehaßt, mit einem aus der Eifersucht geborenen Haß. — — Das alles stieg jetzt ins Maßlose, wie immer bei den Trinkern, die die feste Kontrolle über sich verlieren.

Cynthia entfernte sich von der Tür, eilte die Treppe hinunter, auf die Veranda, ihrer selbst kaum mächtig. „Er darf nicht reden, er darf nicht! Er tötet Vater!" rief sie ein über das andere Mal.

Sie hatte begriffen. Ein Gefühl unnennbaren Grauens war über sie hingeflutet. Den Becher der Sorgen hatte sie jetzt bis zur Neige geleert, das Letzte, Schreckliche war ihr nicht erspart geblieben.

Er darf nicht reden —! Der eine Gedanke, der ihr im Hirn brannte. — Und unter dem Grauen, der verzweifelnden Angst der andere Gedanke: sein alles hat er dem Vater geboten. — Etwas Rührendes, Erhebendes, das ihr Tränen erpreßte, lag in dieser Hingabe, in dieser Selbstlosigkeit.

Das Gesicht verhüllt, hatte Cynthia sich ihrem Schmerz hingegeben. — — Als sie sich endlich erhob, war Carruthers verschwunden. — —

Und derweilen lag George Shirley auf der Landstraße, von einer tiefen, wohltätigen Ohnmacht umfangen, in der alles Schwere und Schmerzvolle und Aufregende untergegangen war. Minute auf Minute verrann, der Mond stieg langsam höher, und durch die Baumwipfel ging ein leises Raunen und Flüstern.

Dann von der Ferne tönte durch den Abendfrieden lustiger Gesang, Studentenlieder — ein Quartett junger Burschen zog die Straße hinauf, im Marschtempo, kam näher und näher. — — Einer sah die Gestalt am Wegrande liegen. — —

„Großer Gott!" rief er aus. Im Nu war der Bewußtlose umringt; man sah eine Blutlache, vom Straßenstaub halb aufgetrunken. Erschreckte, ratlose Gesichter. Ein Verbrechen schien hier verübt worden zu sein.

Und wie sie noch berieten, was hier zu tun sei, blitzten in der Ferne zwei große, feurige Augen durch die fahle Mondnacht, und wenige Augenblicke später sauste ein Automobil heran.

Man winkte, machte Zeichen und Hilferufe erklangen. Der Tourenwagen kam zum Halt.

„Jemand ist hier verletzt worden, liegt bewußtlos auf der Straße."

Clayton sprang aus dem Sitz, näherte sich dem Verletzten, der von den Lichtern des Autos grell beschienen wurde — und taumelte zurück.

„Um Gott — Minnie, es ist Shirley!"

Auch Minnie kam jetzt herbei und kniete vor dem Bewußtlosen nieder, Tränen schwammen ihr in den Augen. Sie rief seinen Namen, riß die Handschuhe ab und ließ ihre Hand über seine Stirn gleiten, die kalt und feucht war.

„Wie kann es gekommen sein?" fragte sie hilflos.

„Wir müssen ihn nach einem Hospital schaffen; ist kein Hospital in der Nähe?" rief Clayton endlich, sich zu einem Entschluß aufraffend.

Ja, in der nahen Stadt, etwa vier bis fünf Meilen entfernt, sei ein Hospital. Einer der jungen Männer erbot sich, nach dem nahen Hotel zu laufen, um telephonisch im Krankenhaus Nachricht zu geben, damit vorher alles in Bereitschaft gesetzt werden könne.

Mit vieler Mühe wurde der Verwundete dann in das Automobil gehoben und dort, so gut es ging, gebettet, und durch die Nacht ging die Fahrt zurück.

Eine Stunde später lag Shirley auf dem Operationstisch. — — Die Kugel war unterhalb der rechten Schulter eingedrungen und glatt durch den Körper geschlagen — sie hatte die Lungenflügel leicht gestreift.

Der untersuchende Arzt hatte selbst die Nachricht ins Hotel zu den Claytons gebracht, die den Entschluß gefaßt hatten, erst am folgenden Tage die Rückfahrt nach New York fortzusetzen.

„Doch nicht tödlich, Doktor?" fragte Minnie mit einem ängstlichen Flehen in der Stimme, als ob Shirleys Schicksal von dem Willen des Arztes abhinge.

„Nicht notwendigerweise," erwiderte dieser, dessen Antlitz aber ganz ernst blieb. „Der Patient ist jung und athletisch gebaut — und die Jugend überwindet so vieles."

Sechzehntes Kapitel.

Es schien in der Luft zu liegen. — In den Bureaus, auf den Straßen, in den Bars und Restaurants fühlte man es, sprach und flüsterte man davon, allerorts, wo Geschäftsleute zusammenkamen, am schärfsten an der Börse selbst.

Wie dichter Nebel auf dem Meere war's, undurchdringlich, beängstigend — eine unendliche, graue Bank, und immer die nagende, wühlende Furcht, daß in der nächsten Sekunde aus dieser grauen Bank ein schwarzes Konstrum hervorbrechen wird, das Verderben, Grauen, Schrecken über alle verbreitet.

Allerhand ungewisse Schreckgerüchte schwirrten durch die Straßen: daß einige der Geldmänner, die hinter und neben Dobbs gestanden, das Schiff verlassen, Deckung gesucht hätten. Hubbards Name machte die Runde. Der westliche Millionär, der so rasch in Börsenkreisen bekannt geworden, sollte das Vertrauen verloren haben. Niemand vermochte die Wahrheit des Gerüchts zu verbürgen, aber überall fand es Glauben.

Aller Augen waren während der Morgenstunden auf Dobbs gerichtet, von dem noch am Nachmittag zuvor eine seiner berühmten Botschaften in die Welt hinaus gesandt worden war: „Die Lage ist ganz nach meinem Geschmack, die Preise werden steigen."

Und die Gefolgschaft glaubte und traute immer noch, die vielen Hunderte, die nichts wissen, aber sich an Worte klammern. Allein die Preise stiegen nicht. Nicht allein, daß die Hochwassermarke erreicht zu sein schien, Baumwolle war gefallen; so geringfügig auch die weichende Tendenz war, so war sie dem Anschein nach doch unaufhaltbar. Es fehlte die geheime Kraft, den Markt in die Höhe zu reißen.

Ein schwüler Tag zog herauf, eine der plötzlichen Glutwellen war über New York hereingebrochen, in der die Stimmung der Menschen noch drückender, ungeduldiger, unerträglicher zu werden schien.

Und Dobbs blieb unsichtbar. In einem Hotel der oberen Stadt habe er eine Konferenz, hieß es — auch darüber nur unbestimmte Nachrichten. —

Dobbs wußte, daß der Kampf verloren war. Nach seiner Unterredung mit Hubbard war es ihm zur Gewißheit geworden. Die letzte Hoffnung hatte versagt.

Zwar am Abend noch hatte er die Reise zu Jameson antreten wollen, in einem letzten verzweifelten Ausbruch von Kampfstimmung, in einer vagen Idee, dort bei dem Urheber des Ganzen eine rettende Hand zu finden, irgendeine Hilfe. — — Schon stand er am Schalter, um sich das Billet zu kaufen, als ihm plötzlich die Torheit seines Unterfangens zur Erkenntnis kam. Wahnsinn war's, eine Don Quichoterie. — —

Nein, der Kampf war aus, verloren, hoffnungslos war alles. Wankenden Schrittes, gebrochen, leeren Geistes schlich er sich hinaus.

Das Ende — das Ende — —

Kurz vor der Mittagsstunde fuhr ein Cab vor dem Bureau von **Dobbs** & Co. vor, und der Chef der Firma stieg aus. Wie ein Lauffeuer drang die Nachricht sogleich an die Börse: Dobbs ist angekommen!

Die Fenster des Privatzimmers standen weit geöffnet, als Dobbs eintrat — deutlich vernahm man das Toben und Tosen von der Börse her. Er schloß die Fenster. — — Und über eine Stunde lang folgten nun erregte Beratungen mit dem Teilhaber, dem Buchhalter, einigen Vertrauten, die nicht abzuschütteln waren — —

An der Börse inzwischen eine Spannung, die, von Minute zu Minute steigend, zu einer Folter wurde.

(Fortsetzung folgt).

Nicht jede Kugel trifft!

Die wievielte Kugel tötet im modernen Krieg? Nahgefechte, Handgemenge gehören im modernen Kriege zu den Seltenheiten. Aus überraschend weiter Ferne werden die weittragenden Gewehre und Geschütze abgefeuert, und naturgemäß nimmt die Treffsicherheit mit der Entfernung ab. Heute hat die alte Wahrheit fast mehr denn je Berechtigung, daß nicht eine jede Kugel trifft. Ja, bei dem größten Massenkriege, den die moderne Geschichte kennt, dem japanisch-russischen, hat man die Beobachtung gemacht, daß ungefähr nur der 151. Kanonenschuß den Gegner tödlich trifft und erst der 3300. Gewehrschuß sein Ziel erreicht. Für diese Berechnung, die ein italienischer Fachmann, Giorgio Molli, unlängst aufgestellt hat, ist der Kampf bei der Kintscho-Enge zugrunde gelegt worden. Hier hatten die Russen die beherrschende Stellung, aus der sie von den Japanern nur nach erbittertem Kampfe verdrängt werden konnten. Infolge der Eigentümlichkeit des Kampfplatzes kamen von den Russen nur 4415 Mann wirklich ins Gefecht, während die Japaner mit der Uebermacht von 35,600 Mann angriffen, die freilich auch nur zum kleinen Teil zum Schuß kamen. Auf russischer Seite fandten 54 Feldgeschütze, 10 Mitrailleusen, 5 Maschinengewehre und 77 Belagerungsgeschütze den angreifenden Japanern furchtbar ehernen Gruß. Die Japaner hatten 48 Mitrailleusen, 17 Schiffsgeschütze und 198 Feldgeschütze im Kampfe. Bei der früheren Kampfesweise wäre das unterliegende Heer sicher vollkommen aufgerieben worden. So aber beklagten die Russen nur den verhältnismäßig geringen Verlust von 100 Offizieren und 1375 Mann, während die Japaner als Tote 133 Offiziere und 4071 Mann zählten.

Nach dem Gewitter.

Nun sind die großen Stürme gelitten,
Nun sind die sengenden Brände gefühlt,
Nun sind hinter schweigende Berge geglitten
Die kämpfenden Wolken, vom Winde gewühlt.

Noch seufzt in dunklen Tannen von ferne
Ein schweres Atmen, seufzt tief und verweht, —
Dann betet beim ruhigen Leuchten der Sterne
Die Priesterin Nacht ihr Versöhnungsgebet.

Martha Große.

Cousin Emil.

Von Edmond Char.

Der Name des Restaurateurs „Joseph Grugnon" stand in meterhohen Goldbuchstaben über dem Haupteingang des Etablissements und auf den riesigen Spiegelscheiben war zu lesen: „Gartenlokalitäten. Salons für Hochzeiten und Bankette."

Ein Herr kam in den Lesesaal, wo sich außer Schach- und Dominospielern nur solche Gäste aufzuhalten pflegten, die im Bottin nach einer Adresse suchten. Der neue Gast war ziemlich elegant gekleidet und von sympathischem Aeußern.

Der Kellner eilte sofort herbei und wischte höchst überflüssigerweise den Tisch ab.

„Der Herr befehlen?"

„Ich möchte den Chef gerne sprechen."

Neugierig und diensteifrig kam der Wirt. Er war sehr dick, hatte einen großen Schnauzbart wie ein Sergeant; sein kahler Schädel dagegen gab ihm das Aussehen eines Croupiers in einer geheimen Spielhölle.

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?"

„So ist es, Herr Grugnon, und wir werden hoffentlich ein Geschäft miteinander machen können. Bitte, setzen Sie sich zu mir. Sagen Sie einmal, haben Sie nicht schon oft die Erfahrung gemacht, daß die Gäste bei einer Hochzeit gewöhnlich vor Langeweile sterben — was auch immer die Dichter über diesen „schönsten Tag des Lebens" fabeln mögen?

„Ich begreife nur nicht."

„Ich komme gleich zur Sache. Es ist doch geradezu beschämend für Ihr so glänzend geleitetes Restaurant, wenn Ihre Gäste unglücklich dreinschauen. An Ihnen als modernem Wirt wäre es — sich nicht damit zufrieden zu geben, für gute Speisen und Getränke zu sorgen —, sondern den Gästen auch genügendes Amüsement zu bieten. Sehen Sie, zu diesem Zwecke biete ich mich Ihnen an — diese Lücke will ich ausfüllen."

„Besten Dank," sagte Herr Grugnon trocken. „Ihr Anerbieten ist sehr verlockend, ich muß aber dennoch darauf verzichten."

Wütend über die verlorene Zeit stand er auf, während der Gast ruhig einige Tropfen Vichywasser in seinen Curacao goß, mit der Miene eines Mannes, der seiner Sache sicher ist.

Wirklich kehrte der dicke, kahle Wirt nach einigen Schritten wieder um.

„Lieber Herr," sagte er. „Sie haben recht. Nehmen Sie mir meine erste Abweisung nicht übel; ich habe es mir anders überlegt. Bitte, machen Sie mir Ihre Vorschläge. Ich habe eben jetzt im ersten Stock eine Hochzeit: Die Leute benehmen sich wie Leichenbitter. Sie essen Austern wie eine bittere Medizin, und tafeln so fröhlich, wie in einer Familiengruft. Diese Aschermittwochsgesichter diskreditieren ja mein Haus! Gehen Sie also gleich hinauf, und können Sie diese Sorte Leute zum Lachen bringen, so will ich etwas von Ihrer Begabung halten. Ueber das Honorar sprechen wir später — oder noch besser, ich biete Ihnen zehn Prozent von dem Preis aller jener Getränke, die die Gesellschaft nachbestellen wird. Sicher werden sie das Doppelte trinken, sollte es Ihnen gelingen, diese Stöcke zum Lachen zu bringen."

Schnell trank Herr Emil Vanhouppen seinen Curacao aus, lief die Treppe hinauf und trat in den Saal. Auf den ersten Blick sah er, daß er es mit Spießbürgern zu tun habe; mit lauter Stimme, jovialem Benehmen und dröhnendem rief er:

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, daß ich jetzt erst komme. Gott sei Dank, ihr habt noch nicht alle Poulards aufgegessen; aber die Knochen werft nicht unter den Tisch, es sind ja keine Hunde da."

Der Bräutigam erhob sich erstaunt, aber Vanhouppen — der mit einem geschickten Blick seinen Namen von dem vor dem Brautpaar liegenden Menu abgelesen hatte — ließ ihn gar nicht zu Worte kommen:

„Mein lieber Gaston! Mein alter Knabe! Daß ich diesen Tag noch erleben durfte! Ich habe so spät von deiner Hochzeit gehört, daß mir nicht einmal Zeit genug blieb, mich umzukleiden."

Der „gute" Gaston glich einem Bild von Stein; er öffnete den Mund zu einer Frage, aber wieder unterbrach ihn Herr Emil geschickt:

„Ja, ja, du willst wissen, woher ich erfahren habe —. Wundert dich das? Wenn man nicht viele Verwandte mehr hat, so wächst die Zuneigung zu jedem einzelnen; wir sind doch immer Vettern, wenn wir auch aus verschiedenen Linien stammen."

Und Vanhouppen erklärte der Braut und den übrigen Gästen, wie schon sein Großvater nach Belgien ausgewandert sei und wie dadurch die Familie wenig über ihn erfahren habe. Bei einer Hochzeit nimmt man es nicht so genau, und die ganze Gesellschaft ließ sich von dem überaus sympathischen, lustigen Verwandten gerne genug die Hand schütteln.

Der liebenswürdige Emil hatte überdies ein unerschöpfliches Repertoire: er zeigte Kartenkunststücke, imitierte Tierstimmen, kopierte die berühmtesten Schauspieler, sang komische Couplets usw. Die Stimmung wurde heiter, ja ausgelassen; jeden Augenblick wurde nach frischem Wein und anderen Getränken gerufen.

Bei den Hochzeiten der Kleinbürger gibt es ein feststehendes Programm, vom Lachs angefangen bis zu dem Hennessy — aber nur mit zwei Sternen. Jetzt war es Zeit zum obligaten Nachtischtänzchen. Der Klavierspieler des Restaurants kam angerückt mit aufwärtsstrebenden Fingern und herabhängenden Haaren. Ein fürchterlicher Walzer wurde abgeleiert und die Paare tanzten mit Feuereifer, als ob sie extra dafür bezahlt bekämen.

Der unermüdliche Vanhouppen war auch hier Matador; er schwenkte die dicke, ganz von ihm begeisterte Brautmutter herum.

Niemand hätte sagen können, warum schon der zweite Walzer ohne Animo verlief, und man bei den darauf folgenden Tänzen vor Langeweile beinahe einschlief. Die älteren Herrschaften gähnten offen oder versteckt. Plötzlich rief ein älterer Herr, der sich auf seine Aehnlichkeit mit Viktor Hugo viel zugute tat:

„Natürlich ist es fad, wenn der Cousin Emil fehlt. Wo mag er nur stecken?"

Alle Welt sah sich um; der Doppelgänger Viktor Hugos hatte recht; der Cousin war nicht da. Wie wollte man sich wohl unterhalten ohne dessen lebhafte Konversation, seine Liebenswürdigkeit, sein überströmendes Temperament? Und die Braut rief ängstlich:

„Auch Mama fehlt."

Sofort wurden zwei Mann auf die Suche geschickt, um die Ausreißer in den Schoß ihrer Familie zurückzuführen. Doch kamen sie ohne die beiden Flüchtlinge zurück, und eine große Unruhe bemächtigte sich der ganzen Hochzeitsgesellschaft.

Tollkühn wie alle schüchternen Leute, beschloß der Bräutigam, den Stier bei den Hörnern zu packen und die Situation zu klären. Er schickte nach dem Wirt: und als Herr Joseph Grugnon — zwar unwillig über die neuerliche Störung, aber mit professionellem, diensteifrigem Lächeln — herbeieilte, rief er ihm schon von weitem zu:

„Nicht wahr, das Diner ist Ihnen in meinem Auftrag schon bezahlt worden?"

„Ich weiß nichts davon, mein Herr."

„Hat denn mein Cousin Emil nicht —"

„Diesen Herrn habe ich nicht die Ehre zu kennen."

„Ich auch nicht — ja so, entschuldigen Sie vielmals, ich bin etwas verwirrt. Cousin Emil ist uns plötzlich hereingeschneit, wir wissen nicht recht woher. Es ist wahr, er ist ein sehr sympathischer Mensch, er hat uns glänzend unterhalten."

„Aha, jetzt geht mir ein Licht auf; Sie meinen den eleganten, wenn auch etwas extravaganten Herrn, der zu Ihnen kam, als man gerade die Poulards auftrug? Das ist einer meiner Angestellten, den ich zu jedem Diner schicke um die Gäste zu amüsieren."

„Warum gibt er sich dann für meinen Vetter aus? Warum vor allem hat er sich erboten, mit Ihnen abzurechnen? Ich war froh, dieser Mühe enthoben zu sein, und gab ihm alles Geld, das ich bei mir hatte."

„Machen Sie sich nichts daraus, mein Herr, das ist sicher nur einer seiner Witze. Aber es ist kein feiner Spaß, da haben Sie recht; ich gehe

„Meine Gäste!" Der Bräutigam schäumte vor Wut. „Herr, für was ihn jetzt holen, er mag sich bei Ihnen entschuldigen."

„Entschuldigen", brüllte der Gefoppte. „Sie glauben, Sie werden den sauberen Herrn noch im Restaurant finden! Der ist durchgebrannt, ja, Herr Wirt. Ihr feiner Angestellter ist durchgebrannt mit meinem Geld!"

Schon stritten beide mit erhitzten Gesichtern, andere Gäste mischten sich hinein. Ein Skandal schien unvermeidlich; und da schon hier und da befrackte Herren aus den Nebensälen herbeikamen, um nach der Ursache des Lärms zu fragen, zog der um den Ruf seines Etablissements besorgte Wirt mildere Saiten auf und sagte:

„Regen Sie sich nicht unnütz auf, bester Herr; ich glaube Ihnen ja aufs Wort und will Ihnen gerne entgegenkommen. Da Sie kein Geld mehr bei sich haben, vielleicht wenn Ihre Gäste zusammenlegen — eine kleine Anzahlung —"

„Halten Sie mich? Habe ich meine Familie zu einem Picknick geladen, bei dem jeder seinen Teil bezahlt?"

Eine schrille Stimme unterbrach den Streit, eine dicke ältere Dame mit verstörtem Gesicht wankte durch den Saal.

„Schwiegermama," rief Gaston erstaunt.

„Einen Sessel, einen Sessel", stöhnte die alte Dame. „Das ist unverzeihlich. Wenn man schon Beutelschneider zu Verwandten hat, so läßt man sie doch nicht in anständige Gesellschaft. Wissen Sie, was Ihr nobler Cousin Emil getan hat? Erst schenkte er mir immerzu Champagner ein, als ich dann vom Trinken schon ganz wirblich war, sagte er: „In der frischen Luft sind Sie in fünf Minuten wieder beisammen", und schlug mir eine kurze Fahrt in einem Auto vor. Ich nahm mit Vergnügen an; einmal im Wagen, muß ich eingeschlafen sein, oder der Bandit hat mir gar ein Betäubungsmittel gegeben — kurz, als ich wieder zu mir kam, saß ich im Auto hier vor dem Restaurant, Herr Emil war verduftet, mit ihm meine Kette, mein Armband, meine Brosche, meine Brillantringe — kurz, der ganze Schmuck, den ich anhatte."

Und wütend zeigte die umfangreiche Brautmutter ihre ungeschmückten Hände, die noch vor einer Stunde von Juwelen gestrahlt hatten.

Angesichts des tragischen Falles senkte Herr Joseph Grugnon den Kopf und schlich davon. Er dachte an den so kurze Zeit angestellten Flüchtling, und murmelte:

„Das war ein Gauner, kein Zweifel; wenn man aber bedenkt, was er mich hat an Champagner verdienen lassen — die Idee laß ich mir patentieren."

Folgen eines Reporterseufzers.

Wie ein Reporter einmal das englische Oberhaus vertagt hat, wird von einem Londoner Blatt mit gutem Humor berichtet. Es war spät an einem drückend heißen Sommernachmittag, und das Oberhaus, bestehend bei dieser Gelegenheit aus nicht viel mehr als einem Dutzend Peers, arbeitete sich schwerfällig und langweilig durch die Erörterung über einen unglaublich ledernen Gegenstand hindurch, während auf der Stenographengalerie die Reporter schier verzweifelten, aus der Verhandlung etwas machen zu können. Als die Debatte sich so die längste Zeit schon hingeschleppt hatte, erhob sich von den Querbänken des Hauses, wo die Männer sitzen, die nicht einfach der Leitung des einen oder anderen Parteiführers folgen, ein edler Lord, um mit frischen Kräften den Faden weiterzuspinnen.

Da riß einem der Reporter, der hier schon seit 25 Jahren Worten politischer Weisheit lauschte, die Geduld, und er stöhnte in sich hinein: „Warum beantragen Sie nicht die Vertagung?" Er hatte nur halblaut gedacht, allein in dem ganz stillen Hause drang der dumpfe Klang seiner Worte verständlich hinüber zu dem Peer auf den Querbänken und brachte diesen auf die Idee, der ihm gegenübersitzende Lordkanzler, der bekanntlich der Präsident des Oberhauses ist, habe ihm halblaut einen Wink zugeflüstert. Er hielt es für richtig, dem Wunsch des Lordkanzlers zu entsprechen, und sagte förmlich und geschäftsmäßig: My Lords, ich beantrage die Vertagung der Erörterung. Sofort fuhr der Lordkanzler in die Höhe, und im Handumdrehen war das Haus vertagt, und männiglich ging seiner Wege. Der alte Reporter aber, obschon in 25jähriger Tätigkeit gründlich abgebrüht, soll tieferrötend ob seiner Verwegenheit seinen Platz verlassen haben.

Der Smandl Simerl.

Ja, der Simandl Simerl! Hausmoasta is er g'wes'n beim Hacklmetzger. Alt is er halt aa schon worn und a bissel dorret. Sagt an' Hacklmetzger sei' alte Köchin amal dazua:

„Geh, Simerl," sagt s', „geh' weiter und tua di a bißl um. Geh zum Schwarzen Ochsen uni und sag's dem Herrn, 's Essen wär' firti und er sollt' glei' kemma, weil's a guat's Kronfleisch gibt."

„Freili," sagt der Simerl und pfeift dem Hund und geht.

„I geh' ja a so", sagt er. —

Der Hacklmetzger is aa schon a alter Wittiber g'won und hat nix mehr 'tan wie a bißl tarockt und privatisiert. Und beim Tarock'n is 's halt oft amal a bißl lang worn. Und mit 'm Aufwarma hab'n halt d' Köchinna gar koa' Freud'. Drum hat s' jatz an' Simerl fortg'schickt, die alt' Res, daß der Herr a guat's Kronfleisch kriagt.

A halbes Stünderl is der Simerl aus; nacha kimmt er daher mit 'm Tyras.

„Was is 's denn?" fragt d' Res. „Hast 'n Herrn 'troffa beim Schwarzen Ochsen? Und kimmt a zum Essen?"

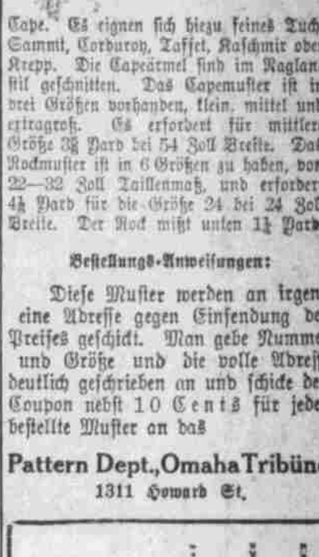
„Woaß 's net," sagt der Simerl, „ob er kimmt zum Essen. Hab' 'n aa nit 'troff'n beim Schwarzen Ochsen. — Hab' mir 's aber oh glei' 'denkt, daß i 'n net triff', weil er bei der Blauen Traub'n zum Fenster rausg'schaugt hat, wia i vorbeigangа bin —"

A so is der Simerl g'won.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Bequemer Herbstanzug. No. 1007 und 9920.

Das Muster setzt sich aus Cape No. 1007 und Rock No. 9920 zusammen; es zeigt die neuesten Effekte der modernen Gardrobe. Das nebenstehende Modell ist in gemischten Wollstoffen und in braunen Tönungen gedacht, mit Besatz aus braunem Sammt und Tan-Serge an dem



Cape. Es eignen sich hiezu feines Tuch, Sammt, Corduroy, Taffet, Kaschmir oder Krepp. Die Capeärmel sind im Raglanstil geschnitten. Das Capemuster ist in drei Größen vorhanden, klein, mittel und extragroß. Es erfordert für mittlere Größe 3⅜ Yard bei 54 Zoll Breite. Das Rockmuster ist in 6 Größen zu haben, von 22—32 Zoll Taillenmaß, und erfordert 4½ Yard für die Größe 24 bei 24 Zoll Breite. Der Rock mißt unten 1½ Yard.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Pattern Dept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre ..... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

„Sprechen Sie mit Mama!"

Die Sommerreise, der Aufenthalt in einem Badeort oder in der Sommerfrische gab mancher Schönen Gelegenheit, an ihren Verehrer die Worte zu richten: „Sprechen Sie mit Mama!" Warum nicht mit Papa? Der Vater hat doch bei der Brautwerbung auch etwas zu sagen; er hat über die Mitgift zu bestimmen, ist sicherlich besser in der Lage, die Aussichten und die Stellung des zukünftigen Schwiegersohnes zu beurteilen usw. Tatsächlich wendet sich dieser in vielen Fällen zuerst mit seiner Werbung an den Vater. Man erklärt die Redensart, die allerdings wohl häufiger in Novellen, Romanen und Witzblättern vorkommen mag als in der Wirklichkeit, gewöhnlich damit, daß es für die Tochter am nächsten liege, sich in Herzensangelegenheiten an die Mutter zu wenden. Doch alle diese Erklärungen sind überflüssig; die Redensart entstammt einem zuerst schon im Jahre 1766 in Berlin aufgeführten Theaterstück, das damals den Berlinern sehr gut gefiel. Dort richtet die Heldin an ihren Verehrer, noch ehe dieser dazu kommt, ihr einen Heiratsantrag zu machen, in freudiger Erregung die Worte: „Sprechen Sie mit Mama!" Der Satz wurde zum geflügelten Wort und hat sich unverändert in unserem Sprachschatze bis zum heutigen Tage erhalten.

— Hilft nichts. A.: Mensch, wie kannst du für das Mädchen so gewaltig schwärmen? Es ist doch ein flatterhaftes Wesen.

B.: Kein Wunder, sie ist doch ein — Engel!

— Kommt eine schlechte Note. Merkt euch das!"